

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	29 (1953-1954)
Heft:	11
 Artikel:	Zöllner und Sünder : Erinnerungen eines Grenzers
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1070764

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zöllner und Sünder

Erinnerungen
eines Grenzers

Von ***

Der Sünder hieß diesmal Paul.

Er hatte die Grundangel schon zweimal eingezogen und nicht umsonst, indessen Max doppelt scharf auf die Straße achtete. Trotzdem stand plötzlich eine Kontrolle vor ihm.

Max meldete vorschriftsmäßig den Dienst.
«Wo ist Paul?»

Max nannte den Punkt, wo er ihn, wie er log, um diese Zeit vermutete. Unterdessen war Paul unter dem Brückenkopf mit der Angel beschäftigt. Er hörte, daß auf der Straße etwas nicht in Ordnung war, und drückte sich tief in den Schatten eines Brückenpfeilers.

Der kontrollierende Vorgesetzte trat in das Postenlokal.

Als er wieder auf der Straße erschien, stand auch Paul da.

«Wo waren Sie?»

Paul nannte ungefähr den gleichen Punkt, den ihm Max bezeichnet hat. Er habe dort hin einen Absteher unternommen. Das ließ sich, in Anbetracht, daß zwei beisammen waren, mit dem Dienstreglement vereinbaren. Aber der Vorgesetzte durchschaute das Manöver. Er trat an den Brückenkopf und sah natürlich die Angelschnur im Wasser.

Die Angel

Gleichmäßig rauschten die Fluten des Rheines unter der Brücke hinweg, auf der Max und Paul ihre Runden klopiten.

Gegen Westen zu zog ein Gewitter auf. Die Luft war schwül und ... damit das beste Wetter zum Fischen. Und welcher Sportfischer wäre bei so günstigem Wetter nicht auf den Gedanken gekommen, Angel und Schnur mit in den Dienst zu nehmen und auszulegen, um sich so nebenbei einen saftigen Braten zu sichern und sich zwischen Mitternacht und Morgengrauen die Stunden zu verkürzen.

«Wem gehört die Angel?» wollte er wissen. Paul tat unwissend und schüttelte den Kopf. Max dagegen antwortete schließlich, sie gehöre wohl dem Schreiner, der hier oft während der Nacht auslege.

Diesmal nützte alles nichts.

«Wecken Sie sofort den Postenchef!» befahl der Vorgesetzte Max. «Er soll herunterkommen!»

Max ging daran, den Befehl auszuführen, und dachte, jetzt hat's geschlagen! Denn wenn sie nun entlarvt würden, müßten sie einen Zünftigen einfangen. Erstens, weil sie während der Dienstzeit geangelt, und im weitern, da sie ihren Vorgesetzten angelogen hatten.

Der Postenchef erschien ziemlich übelgelaunt. Er hatte über eine Stunde früher aufstehen müssen, als ihm der Dienst vorschrieb.

«Da im Wasser liegt eine Angel», empfing ihn der Kontrollierende. «Achten Sie darauf, wer sie holt; ich will wissen, wem sie gehört!» Dann schwang er sich auf sein Fahrrad und fuhr rheinabwärts davon.

Max und Paul atmeten auf. Nun wußten sie, was sie zu tun hatten, um wieder einmal ungeschoren durchzuschlüpfen.

Eine Stunde später war ihre Dienstzeit um. Beide schlugen den Heimweg ein. Wie sie aber von der Brücke aus nicht mehr gesehen werden konnten, schwenkten sie von der Hauptstraße ab und lenkten ihre Schritte der Schreinerei zu, wo sie den Schreiner weckten. Sie bekannten ihm ihr Mißgeschick und fragten, ob er ihnen nicht aus der Patsche helfen und am Morgen die Angel holen wolle.

Der Schreiner sagte lachend zu.

Max und Paul dankten ihm und gingen glücklich davon.

«Du, Paul, wenn das jetzt der Alte wüßte!» sagte Max unterwegs zur Straße und lachte wie ein Maikäfer auf der Hochzeitsreise.

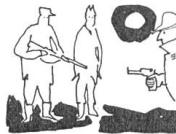
«Ja, der Alte weiß es jetzt», tönte es ihnen darauf aus der Finsternis entgegen.

Max und Paul zuckten wie vor einem Blitzstrahl zurück.

Der Alte trat ihnen entgegen.

«Ihr werdet jetzt nicht mehr abstreiten wollen, daß die Angel einem von euch beiden gehört! Bekennt ehrlich Farbe!»

Nun, Max und Paul konnten der schlau gelegten Angel, gleich wie die Fische im Rhein, die an Pauls Angel zappelten, nicht mehr entrinnen. Zwei Stunden Strafdienst war der Fang.



Die Waffe

Es war während der Zeit, da nicht nur Zivilflüchtlinge bei uns Schutz suchten, sondern hin und wieder auch Soldaten und Gefangene.

Niggi trat um vier Uhr vor dem Zollhaus den Dienst an. Es war ein klarer, nebliger Oktobermorgen: Die Nebelschwaden strichen nur so vom Bach herauf durch die Baumgärten dem Dorfe zu, das etwas höher liegt. Niggi warf die Pelerine über, brannte eine Zigarette an und steckte dann die Hände in die Hosentaschen. Eine Weile lief er so vor dem Zollhaus hin und her. Schließlich aber dehnte er seine Runden bis zum Dorfeingang aus. Da, beim vierten Gang — vom Kirchturm hatte es eben fünf Uhr geschlagen — blieb er plötzlich horchend stehen. Sehen konnte er nichts, wenigstens nicht weit. Der Nebel war inzwischen noch dichter geworden.

Aus der Richtung des Dorfes vernahm er aber Schritte. Vorsichtig dem Straßenrand entlang, wo etwas Gras war, das den Schall dämpfte, folgte er den Schritten, zuerst langsam, dann immer schneller, schließlich im Trab. Im Dorfe, wo von der Hauptstraße ein schmaler Fahrweg ins Hinterdorf abzweigt, blieb er stehen . . . Die Schritte waren verklungen.

Wohin?

Nach rechts, nach links? Oder?

Während er noch sinnend dastand, war es ihm auf einmal, als rege sich unter dem Vordach des nächsten Hauses etwas. Eine Straßenlampe hing direkt über ihm und blendete ihn. Aber entschlossen entsicherte er seinen Revolver und überquerte schnell den Platz.

Doch, da!

«Halt!» rief ihn jemand aus der Finsternis an.

Niggi trat aber trotz dem Anruf noch zwei, drei weite Sprünge, um aus dem hellsten Lichtkreis zu kommen. Und dann sah er auch. Nein, das Blut stockte ihm nicht. In solchen Augenblicken handelt wahrscheinlich jeder ganz mechanisch, ohne jeden Gedanken an das Leben oder den Tod.

Kaum zehn Schritte vor ihm stand ein fremder Soldat mit einem Gewehr im Anschlag. Neben ihm stand ein zweiter, ein Deutscher der Uniform nach, in Achtungstellung, als wollte er dem Tod, der in Gestalt einer Kugel

im Gewehrlauf auf den unerschrockenen Grenzer wartete, Parade stehen.

Niggi hob seine Waffe und ging langsam auf die beiden fremden Soldaten zu. Fünf Schritte vor ihnen blieb er stehen, die Waffe auf den gerichtet, der, das Gewehr im Anschlag, auf ihn zielte . . . Keiner aber drückte ab.

Warum?

Da ließ Niggi den Arm und damit die Waffe sinken.

«Schweiz! Schweiz! Suisse!» sagte er scharf.

Als dann die Leute im Hause, die durch den Lärm aus dem Schlaf geweckt worden waren, die Fenster öffneten und hinausschaute, sahen sie mitten auf dem Platz ein seltsames Bild: Ein fremder Soldat umarmte und küsste einen Schweizer Grenzer, derweil ein dritter steif daneben stand.

Wie es sich nachher herausstellte, hatte der Deutsche gefangene Polen bewacht. Einer dieser Draufgänger hatte ihn zum Desertieren überreden können. Die Flucht ging so schnell vonstatten, daß sie nicht ahnten, daß sie sich schon auf Schweizer Boden befanden, und dachten, als sie Niggi sahen, ein Deutscher stehe vor ihnen. Das Gewehr, eine Norweger Waffe, war mit neun Patronen geladen, während Nigg . . . und das sei wahrheitsgetreu gesagt, beim Dienstantritt seine Waffe nicht geladen hatte . . .

Unverzeihliche Nachlässigkeit!



Der Wecker

Laßt hören aus . . . !

Pigg gehörte noch zu der alten Sorte Grenzer, die auf Bart und Schnurrbart stolz waren, in denen sich oft ein Novemberreif oder die eisige Bise verfingen und beides innert kurzer Zeit grauweiß färbten. Das war auch noch die gute alte Zeit, wo die Grenze nicht im heutigen Umfang bewacht werden mußte und wo es keine Seltenheit war, daß, wenn der Mann eben nicht gerade auf der Straße stand, seine Frau die Grenzgänger abfertigte oder daß der «Herr Zoller», wie er zur damaligen Zeit noch genannt wurde, von seinem kleinen Kartoffelacker oder von der Heumatte weggeholt werden mußte, wenn Grenzgänger irgend etwas zu verzollen hatten.

Da hatte Pigg einmal während der heißen

Hundstage einen abgelegenen Abschnitt zu überwachen, wo sich die Hasen und Füchse gute Nacht sagten und kaum je ein Mensch hinkam. Auf dem Wege dahin floß ihm der Schweiß in kleinen Bächen von der Stirne. Um dem Übel ein Ende zu machen, legte er, an Ort und Stelle angekommen, seinen enggeknöpfsten Waffenrock ab und setzte sich in den Schatten einiger mächtiger Eichen . . . und nickte bald ein. Ein unberechenbares Geschick wollte es, daß ausgerechnet an jenem Tag eine Kontrolle in diese verlassene Gegend kam und Pigg ruhig schlummern sah.

Es kann ja vorkommen, daß ein Zöllner einmal vom Schlaf übernommen wird und eine Weile alles um sich her vergißt. Daß dann unglücklicherweise gerade eine Kontrolle dazu kommt, ist immer noch nichts ganz Ungewöhnliches; aber daß dann der kontrollierende Vorgesetzte sich neben den schlafenden Untergebenen hinsetzt, die schwere Uhr, die mehr ein Wecker war, aus der Tasche hervorzieht, diese neben sich hinlegt und geduldig zuwarten will, bis der Schläfer sich regen würde, um ihm dann so richtig die Leviten zu verlesen, das konnte natürlich nur in der guten alten Zeit geschehen.

Es kam aber anders, als es sich der Vorgesetzte ausgedacht hatte. Er war schon ein paar Stunden unterwegs gewesen, hatte Berge überstiegen und Täler durchquert, das hatte ihn müde gemacht, und so begann er neben Pigg bald selber zu schnarchen.

Pigg erwachte. Zuerst rieb er sich die Augen aus; denn er glaubte zu träumen, als er den Vorgesetzten an seiner Seite friedlich schlummern sah. Aber nein . . . die Haare stiegen ihm zu Berg . . . und als gewitzter, alter Grenzer erfaßte er die gefährliche Lage mit einem Blick. Sorgsam, Zoll um Zoll, rückte er von der Seite des Unheilbringenden weg, steckte die daliegende Uhr zu sich und schlich schließlich davon. Er hätte ja gerne das Erwachen des Geprellten abgewartet, aber . . .

Zwei Wochen später gab er ihm die Uhr zurück . . . und lächelnd reichten sie einander die Hand.



Die Pfingstsuppe

Wo ein paar ledige Grenzer, die einander gut verstehen, auf einem Posten beisammen sind,

der Postenchef ein bäumiger Mann ist und auch den Vorgesetzten gegenüber für die Ledigen hin und wieder etwas Ungerades einsteckt, geht der Karren denn oft schon etwas weit. Das merkt man allerdings erst später, wenn man selber für eine so wilde Meute verantwortlich ist.

Ergo!

Es war an einem prächtigen Pfingstmorgen. Die Sonne war schon frühzeitig heiter und lachend über die Höhen aufgestiegen und hatte das an sich schon wilde Blut der vier jungen, ledigen Grenzer des Postens N. schneller sprudeln lassen.

Zwei von ihnen hatten einen freien Tag. Einer war um acht Uhr mit der ersten Dienstour fertig gewesen und begann erst um zwölf Uhr wieder, indessen der vierte im Bunde Küchendienst hatte. Das heißt, er hatte — laut Küchendienst — Befehl, um neun Uhr in seinem Element zu sein, um der ledigen Mannschaft das Mittagessen zu kochen; es ist eine Dienstkommandierung wie jede andere. Nur wird sie nicht immer so streng gehalten, wie es die Vorgesetzten gerne hätten. Das traf auch in N. zu.

Der Postenchef war einer jener guten Typen, die auch den höhern Vorgesetzten gegenüber etwas Haar auf den Zähnen haben. Den vier Ledigen standen zwei Töff zur Verfügung, und also ging es hinüber ins honigfließende, wein-sprudelnde Elsaß.

Der Postenchef kloppte unterdessen vor dem Zollhaus acht bis zwölf.

Die neunte Stunde ging vorüber, der Koch war noch nicht da. Zehn Uhr nahte und ging vorbei. Der Postenchef blickte in die Richtung, aus welcher der Küchendienstuende nun bald doch kommen sollte. Derweil wurden seine Schritte langsam länger.

Es war bereits nach elf. Der Koch fehlte immer noch.

Millionendonner!

Die Schritte des Postenchefs wurden noch länger, zudem paßte ihm auf einmal die Mütze nicht mehr recht.

Wenn eine Kontrolle kommt!

Aber endlich! Wie aus einer Kanone abgeschossen, sausten die zwei Töff über die Brücke auf das Zollhaus zu.

Jetzt aber! Blitz und Donner!

Bald halb zwölf Uhr!

Klingeldürres Holz in den Herd, . . . Plätzli und Spaghetti . . . und zehn Minuten nach

halb zwölf Uhr stand das Mittagessen fix und fertig auf dem Küchentisch. Aber natürlich ohne die Suppe, die der Kommandant laut Befehl auf den ledigen Posten zum Mittagessen auf dem Tisch haben wollte.

Und da! Die Türe ging auf!

Potz Omsberg!

Der Kommandant stand im Türrahmen.

Herrgott, keine Suppe!, dachte der Koch.

«Da riecht es ja ganz vorzüglich», grüßte der Kommandant die vier Ledigen. «Es kann ja auch gar nicht anders sein, wenn so ein bäumiges Essen auf dem Tisch steht!» lobte er. «Das sehe ich gern, wenn auf den ledigen Posten richtig gegessen wird.»

Er hat die Suppe noch nicht vermißt, dachte der Koch und wäre am liebsten aus der Küche verschwunden. Aber es galt auszuhalten.

Der Kommandant trat an den Herd und hob den Pfannendeckel. In der Pfanne, aus welcher eben erst die Spaghetti herausgefischt worden waren, schwammen im Wasser noch ein paar verlassene Spaghetti herum. Der Gewaltige schaute eine Weile in die Pfanne. Dann drehte er sich um und sagte:

«Aber e dünni Soppe heit dr do de scho!»

Der Koch wurde krebsrot im Gesicht. Nicht aus Angst.

Nein, aber vor Mühe, das Lachen zurückzuhalten, das ihm von der Kehle in den Mund anrollte. Einer hustete hinter seinem Rücken. Ein anderer riß schnell das Taschentuch hervor und hielt es vor den Mund.

Zum Glück verließ darauf der Kommandant die Küche hochbefriedigt.



Pflicht und Herz

Grigg kam als junger Grenzer auf einen Posten in ein Dorf, wo er einen ihm von früher her weitläufig bekannten Burschen namens Anton traf. Da auch dieser dort noch nicht lang ansässig war, ergab es sich fast von selbst, daß sich die beiden enger zusammenschlossen als früher. Da jedoch zu einem Kleeblatt drei gehören, gesellte sich ihnen unerwartet noch ein Dritter zu, Paul mit Namen, der auch erst vor kurzer Zeit zugezogen war.

Aber bald stellte sich heraus, daß Anton kein senkrechter Kamerad war. Er hielt nicht dicht. Am meisten jedoch fiel für Grigg ins Gewicht,

daß er dem Postenchef alles hinterbrachte, was sie gemeinsam verübt oder wenn sie hin und wieder etwas über die Schnur gehauen hatten. Das trug dann Grigg gewöhnlich einen zünftigen Rüffel ein.

Es war lange gegangen, bis Grigg gemerkt hatte, von wem der Postenchef stets alles wußte. Aber als er dann auf die Doppelzüngigkeit Antons aufmerksam gemacht worden war und sich schließlich auch selber von seiner Unaufrichtigkeit überzeugen konnte, lockerte er das Band immer mehr, das ihn mit dem unerfreulichen Kameraden zusammenhielt, bis es eines Tages ganz riß.

Indessen schloß er mit Paul eine um so engere Freundschaft.

Auf Anton wirkte das jedoch wie Öl im Feuer.

Man hört oft von Haß und Rachsucht.

Grigg jedoch waren diese beiden Gefühle unbekannt. Er unterschätzte ihre Kraft und rechnete nicht mit ihnen, bis er sie am eigenen Leibe zu spüren bekam.

Grigg hatte im Dorfe vom Zollposten weg ein Privatzimmer gemietet. An einem Sonntagmorgen pochte unerwartet jemand an seine Zimmertür. Er lag noch im Bett, weil er bis über Mitternacht hinaus im Dienst gewesen war. Mit einem Satz sprang er aus den Federn und öffnete die Tür.

Wer stand da? Anton!

«Ah, du bist es!» entfuhr es Grigg, der von dem Besucher wenig Gutes erwartete, da ein hämisches Lächeln seinen Mund umspielte.

Anton betrat das Zimmer nicht, trotzdem Grigg ihn dazu aufforderte. Vor der Tür sagte er hastig:

«Paul hat gestern abend am Berge droben einen neuen Mantel und einen Hut eingeschmuggelt.»

Griggs Freund ein Schmuggler? Nun, Schmuggeln ist kein Verbrechen, wie etwa ein Einbruch oder ein Raub. Aber immerhin war es doch ein Vergehen, und zwar gerade das Vergehen, das er von Dienstes wegen verhindern mußte.

«Wenn du Paul bis in einer Stunde nicht ein Strafprotokoll angehängt hast, melde ich den Vorfall deinem Postenchef! Dann wirst du aber etwas erleben! Du fliegst! Der Mantel und der Hut liegen auf Pauls Zimmer», fuhr der Ankläger weiter . . . und fort war er.

Grigg schloß die Tür und setzte sich sinnend auf den Bettrand.

Ekelhaft!

Wenn er Paul nicht holte, erwartete ihn ein spaltenlanger Rapport von seiten des Postenchefs, mit nachfolgender gesalzener Strafe, da der Verräter keine Minute zögern würde, ihn anzuschwärzen. Ging er aber hin und holte Paul —

Durfte er von ihm so viel Verständnis erwarten, daß dieser ihn daraufhin nicht aus dem Herzen riß?

Grigg stand das erstmal vor der harten, unerbittlichen Pflicht eines Beamten.

Das Herz mußte schweigen.

Mechanisch warf er sich nach einer Weile in die Kleider, verließ das Zimmer und strebte Pauls Wohnung zu. Eine halbe Stunde später stand er mit ihm samt der geschmuggelten Ware im Zollposten. Nach kurzem Verhör salzte der Postenchef Paul ein Strafprotokoll auf.

Dieser unterzog sich der Strafe ohne Widerrede.

Griggs Freundschaft mit Paul hielt dem böswilligen Ansturm eines hinterlistigen Menschen, der sie beide treffen und trennen wollte, stand.

Paul wollte nur wissen, wer ihn eigentlich verraten habe. Aber gerade das durfte er ihm nicht sagen. Das Amtsgeheimnis verschloß ihm den Mund.



Der verbotene Trunk

Warme, schöne Frühlingstage!

Und was so die ersten warmen Tage nach einem kalten Winter für eine durstige Seele bedeuten, die diesmal in Gestalt eines Grenzers auf einer ausgedehnten Bahngleiseanlage, wo sich Strang an Strang reiht und die sich, so weit das Auge reicht, hinzieht, kann nur der richtig verstehen, der es selber schon einmal erlebt hat.

Also!

Die durstige Seele hieß Riggi. Er hatte die Geleiseanlage zu überwachen und festzustellen, ob aus ein- oder ausfahrenden Zügen nicht etwa Schmugglerware geworfen werde.

Wohl hielt er sich im Schatten der Schutzhütte auf. Aber was nützte das? Die erbarmungslos niederstechenden Sonnenstrahlen saugten ihm nach und nach dennoch die letzte Feuchtigkeit aus dem Leibe. Schließlich verfiel

er auf den Gedanken, einen von den Buben, die rechts am Bahndamm gröhrend auf einer Wiese spielten, in die nächste Wirtschaft zu schicken, um eine Flasche Bier zu holen.

Was konnte ihm denn auch schon Schlimmes passieren? Alkoholgenuß ist zwar während des Dienstes verboten! Aber weit und breit war ja kein Mensch, vor dem er sich hätte in acht nehmen müssen. Eine Kontrolle war auch nicht zu erwarten, das spürte er als routinierter Grenzer schon.

Gedacht, getan!

Er trat aus dem Schatten und rief den nächsten Buben an, der dann auch willig eine Flasche Bier holte. Riggi reute die zwanzig Rappen nicht, die er ihm nachher als Trinkgeld gab.

Hei, wie rutschte die kühle Feuchtigkeit die Kehle hinunter!

Man ist doch wieder ein ganz anderer Mensch, und die Welt gefällt einem wieder viel besser, dachte er nach dem Trunk vergnügt und steckte die leere Flasche unter die Schutzhütte, wo auch schon solche gesteckt hatten, ohne daß sie von den Kontrollorganen entdeckt worden waren.

Nun, so weit wäre die Geschichte wie am Schnürchen gegangen. Am folgenden Tag aber, als Riggi die zweite Diensttour antrat, lag ein Rapport gegen ihn auf dem Pulte. Er mußte zu seinem Vergehen, im Dienst Alkohol genossen zu haben, Stellung nehmen.

«Das ist denn schon allerhand!» knurrte er zornig. «Welcher Lump hat mich denn gesehen und angeschwärzt? Man kann nie mißtrauisch genug sein.»

Das Rätsel löste sich unerwartet. Riggi hatte nämlich das Pech gehabt, den Buben seines Offiziers, den er natürlich nicht kannte, nach Bier zu schicken. Der erzählte das zu Hause brühwarm dem Vater. Anhand der Dienstliste konnte dieser leicht feststellen, welcher Grenzer um diese Zeit die Geleiseanlage überwacht hatte, und der Rapport folgte.

Riggi wurde nicht bestraft. Aber in der Folge war er doch vorsichtiger, wenn seine Kehle wieder rumorte.



Die Koffer

Auf dem Grenzposten, dem Quintus während des Krieges zugeteilt gewesen war, hatten sie

es besonders mit vielen Flüchtlingen aus Frankreich, Belgien und sogar aus Holland zu tun gehabt.

Eines Nachts, es mochte so um zwei Uhr gewesen sein, vernahm er plötzlich ein leises Klingeln am Drahtverhau, der nur einfach, dafür aber über zwei Meter hoch der Grenze entlang erstellt worden war. Quintus lauschte angestrengt.

Nichts!

Er hatte sich scheinbar getäuscht; denn jenseits schlenderte langsam ein deutscher Soldat dem Drahtverhau entlang. Quintus sprach ihn an. Eine kurze Weile redeten sie dann miteinander, dann ging der Soldat weiter.

Quintus war nun aber ganz sicher, daß jenseits jemand auf freien Durchgang zu uns wartete. Er hatte den Soldaten eigentlich nur angeprochen, um zu erfahren, ob auch dieser etwas bemerkt habe. Das schien nicht zuzutreffen, sonst hätte er bestimmt davon gesprochen.

Mittlerweile war der Soldat jenseits in der Dunkelheit verschwunden. Quintus schärfte sein Gehör . . . Da, Flüstern! Der Drahtverhau zitterte leicht. Drei Menschen, ein Mann und zwei Frauen, standen daran. Quintus schlug das Herz bis an den Hals hinauf.

Wenn der Soldat jenseits zurückkommen sollte!

Was dann?

Bald aber stand der Mann diesseits des Drahtverhaues, die beiden Frauen aber noch jenseits und reichten dem Manne Koffer um Koffer durch den Draht herüber . . .

Und da geschah es . . .!

Ein Koffer stand noch jenseits.

«Halt!» donnerte eine Stimme aus der Dunkelheit.

Der Riegel eines Gewehres knarrte.

Die beiden Frauen schrien auf . . . und ein paar Minuten später wurden sie jenseits des Drahtverhaues von zwei Soldaten abgeführt, derweil diesseits der Grenze der Mann sich am Boden wälzte und das Gras um sich her ausriß.

Es waren seine Frau und die Schwägerin.

Warum?, fragte sich Quintus.

Nur wegen ein paar Leintücher und Tischdecken, welche die Flüchtlinge noch retten wollten, mußten die beiden Frauen, wie Quintus nachher erfuhr, in dem Zwangsarbeitslager Schirmegg in den Vogesen jahrelang die schwersten Leiden ertragen, statt, zwar nur, um das nackte Leben, aber dieses um so sicherer, zu retten.